

Jochen Greven

Gelesenes als Klaviatur

Referat an der 6. Jahrestagung der Robert Walser-Gesellschaft, Basel, 15. Juni 2002

In vielen Prosastücken aus seiner Berner Periode geht Robert Walser auf kürzliche oder frühere Lektüren ein. Manchmal geschieht dies mit einer beiläufigen Erwähnung oder Anspielung in anderen Zusammenhängen, manchmal auch mit ausholender kommentierender Reflexion, ein drittes Mal vielleicht in der Weise einer Nacherzählung oder burlesken Paraphrase. Wir haben da jedoch auch Prosastücke, die, was ihren Stoff angeht, ausschließlich aus einer kleinen literarischen Revue bestehen, in denen also plaudernd von einem Leseindruck zum andern fortgeschritten wird. Mit diesem Typ von Text möchte ich mich hier beschäftigen.

Als Beispiel wähle ich das Stück «Von einigen Dichtern und einer tugendhaften Frau» aus Walsers letzter Prosasammlung «Die Rose», vermutlich 1924 entstanden (SW 8, 65). Ich lese es einmal vor, denn eine hinreichend detaillierte Inhaltsangabe des kleinen Textes würde genauso lang dauern.

((Lesung SW 8, 65–67))

Soweit der Text, um den es geht. Uns schwirrt wohl ein wenig der Kopf: Nicht weniger als elf Namen recht unterschiedlicher Autoren spielten hier eine Rolle, dazu noch, gerade etwa die Mittelachse bildend, jener anonym bleibende Zeitschriftenaufsatz mit der schon im Titel des Prosastücks zitierten «tugendhaften Frau». Das Ganze erscheint als ein recht heterogenes Potpourri, das jedoch im Genre des Feuilletons als legitim gelten mag. Mit dem gebildeten Konversationston, den der Autor anschlägt, sind gewisse Konventionen des bürgerlichen Salons zitiert, und die erteilen einem, wo es um Literarisches geht, durchaus die Lizenz, vom einen À-propos locker assoziierend aufs andere überzugehen. Ebenso ist es dem berichtenden Ich erlaubt, sich bald ganz subjektiv zu geben, persönliche Bekenntnisse zu äußern, bald dagegen objektiv zu argumentieren, dabei auch an irgendwelche Normen zu appellieren usw. Wenn jemand so mit changierender Perspektive über seine Lektüren berichtet, ruft er mit unbekanntem anderen Menschen geteilte Leseerfahrungen und Wissensbestände auf, und es öffnen sich im Historischen wie im Geographischen gemeinsame Bezugsräume der Vorstellung. Im vorliegenden Fall reicht der Bogen tatsächlich vom 17. Jahrhundert Molières bis in die Gegenwart des 20. und von Paris hinüber nach Berlin, nach Weimar, Bayreuth, als imaginiertem Schauplatz auch nach Brüssel.

Eine kunterbunte Verschiedenartigkeit der Lesestoffe zeigt sich an; sie weckt offenbar den Wunsch und Versuch, mit gewissen kategorialen Schemata da etwas Ordnung, eine gewisse Typologie hineinzubringen, zumal es kaum möglich scheint, hier dem Verlangen nach Wertungen auszuweichen. Aber die Einteilungen und Verknüpfungen, die Walser vornimmt, sind eigenartig, um nicht zu sagen, ausgefallen.

Da parallelisiert er gleich eingangs ausgerechnet Molière und Maupassant: den frühaufklärerischen Komödien- und Farcendichter und den pessimistischen Naturalisten der Novelle, der rund zweieinhalb Jahrhunderte später lebte und mit 41 Jahren wahnsinnig wurde.

«Temperament» und «Menschenkenntnis» sollen die gemeinsamen Nenner sein, auf die er seinen Vergleich bezieht – es ist aber wohl eine sehr persönliche, nicht jedem unmittelbar einleuchtende Sichtweise, in der diese beiden Franzosen bei allen Unterschieden als so nah verwandt erscheinen. Immerhin hat Walser es geschafft, uns eine solche Möglichkeit vorzuführen und uns in eine Auseinandersetzung damit hineinzuziehen. Sollte es vielleicht doch sinnvoll sein, über allen historischen Wandel hinweg gerade die intuitive Psychologie gewisser Autoren und die bis zur Karikatur zugespitzte Charakterzeichnung, in der sie eine Meis-

terschaft ausgebildet haben, als ein Kontinuum, eine Konstante, als eine ganz bestimmte und typische literarische Leistung wiederzuerkennen?

Während das emphatische Bekenntnis zu Maupassant in der Zitierung des breiten Spektrums spontaner Gemütsaffekte gipfelt, die das Leseerlebnis weckt – «Ihn gelesen zu haben bedeutet gutgelaunt, erschreckt, entzückt gewesen zu sein» –, heißt es anschließend nur knapp: «Sehr gut unterhielt ich mich mit den <Grausamen Geschichten> vom Grafen Villiers de l'Isle-Adam.» Das liegt eigentlich wieder etwas neben dem zu Erwartenden: Villiers de l'Isle-Adam (1838–1889) war schließlich keineswegs ein Unterhaltungsschriftsteller, er ist auch kaum zu Breitenerfolgen gekommen. Seine teils hochromantischen, teils bitter sarkastischen, häufig mit Motiven des Übersinnlichen spielenden und alle Register des Grauens ziehenden Novellen in dieser Weise gelobt zu sehen, verblüfft. Aber «Unterhaltung» ist eben für Robert Walser, das ließe sich mit vielen Äußerungen bei ihm belegen, keineswegs etwas Oberflächliches und Verächtliches, sie bildet für ihn vielmehr, ganz gleich, um was für Stoffe es sich handelt, das ehrlich einzugestehende primäre Motiv und damit eine prominente Funktion aller Lektüre.

Und so kommt er hier im Fortgang auch ganz zwanglos auf noch zwei weitere französische Autoren zu sprechen, die nun wirklich unbestritten Meister der Unterhaltung sind, freilich auch unter entsprechendem Trivialverdacht stehen. An Alexandre Dumas und an Eugen Sue wird von Walser folgerichtig die eigentlich «unliterarische» Qualität der «ursprünglich-phantasiehaften» Weise ihres «Dichtens» hervorgehoben, eine Art von Kreativität, durch die sie sich in seinen Augen von einem «hochgebildeten» – das bezeichnet offenbar hier einen kulturellen Rang – Autor wie Balzac unterscheiden. Unliterarisches «Dichten»: Ist das nicht ein Widerspruch in sich? Nun, sagt Walser, es gibt Bücher, «die einzig schon um der Unbekümmertheit ihrer Niederschrift [zu ergänzen eigentlich: willen; JG] hinreißen», die also gewissermaßen naiv-naturhafte, unmittelbar der Einbildungskraft und Fabulierlust entsprungene Schöpfungen darstellen, und solchen spricht er, obgleich er eingeräumt hat, daß sie «absolut unliterarisch» sind, in anderer Weise zuletzt doch wieder literarischen Wert zu. Das eigentlich Unliterarische in seiner Wirkungsmacht auf die Rezipienten als literarisches Phänomen – Walser legt es offenbar darauf an, konventionelle Schemata paradox in Frage zu stellen und originelle eigene Ansichten zu etablieren beziehungsweise die Möglichkeit zu solcher Unabhängigkeit der Sichtweise vorzuführen!

Die rezeptionsorientierte Weise der Betrachtung wird fortgeführt, indem Walser nun auf die bereits im Titel des Stücks erwähnte so anrührend tugendhafte Jüdin zu sprechen kommt. Über sie will er im Spital etwas gelesen haben; biographisch müßte das wohl etwa ein Jahr zuvor im Juni 1923 gewesen sein, als ein Ischiasanfall den 45jährigen zwang, sich in stationäre Behandlung zu begeben. Von einem «Aufsatz» ist die Rede – es handelt sich demnach hier nicht um fiktionale Literatur, sondern um die Wiedergabe eines belegten oder auch nur sagenhaften historischen Geschehens. Umso stärker offenbar die moralische Wirkung, die von dem Berichteten ausgeht: Die Treue einer gewissen Jüdin zu ihrem Mann beschämte irgendwann und -wo die Menge einer Stadtbevölkerung so, daß sie davon abließ, jenen zu beschimpfen, als er an den Pranger gestellt wurde. Von der strahlenden Wirkung dieses Tugendbeispiels behauptet Walser, sie sei, wie das Moralische überhaupt, geschlechterübergreifend; an Männern wie Frauen würden von uns dieselben Eigenschaften geschätzt oder, umgekehrt, mißbilligt, eine Ansicht, über deren empirische Gültigkeit man sicher streiten könnte, auch wenn man einsieht, daß es vielleicht grundsätzlich so sein sollte. Von der Psychologie literarischer Wirkung sind wir damit jedoch fast unbemerkt in einen normativ-moralischen Diskurs hinübergetreten.

Aber, Tugendfragen hin oder her, schon wechselt das Prosastück-Ich mitten im Absatz wieder das Thema und gesteht ausgerechnet in diesem Kontext, daß es manchmal «ganz gewöhnliche Büchlein» zu lesen pflege, Kioskliteratur nämlich. Es rechtfertigt seine unbedenkliche Weise des Umgangs mit solchen trivialen Lesestoffen damit, daß man ja ohnehin die eigenen Gedanken an das Gelesene herantrage beziehungsweise in es hineinlege, also ihm in

Wirklichkeit ebenso wenig passiv anheimfalle wie irgendeinem Menschen, mit dem man Umgang habe. Lesenden wird die Souveränität durchaus sich selbst bestimmender Subjekte zugesprochen, dem Lesen die Qualität aktiver und kreativer Sinnproduktion – eine recht bemerkenswerte und, zumindest zu ihrer Zeit, unkonventionelle Aussage. Daß das Bekenntnis zum Konsum von Heftchenliteratur unmittelbar auf die Erwähnung jenes erbaulichen Aufsatzes über die «tugendhafte Frau» folgt, könnte auf die Dominanz gewisser moralischer Schemata auch in diesen «gewöhnlichen Büchlein» hindeuten; diese Assoziationsbrücke bleibt freilich unmarkiert und daher etwas unsicher.

An dieser Stelle wird der Leser vom Autor übrigens zum zweitenmal direkt mit «Sie» und «Ihnen» angesprochen, womit in betonter Weise die Situation und intime Nähe eines mündlichen Gesprächs fingiert wird. Das erstemal geschah dies weiter oben, wo von Dumas und Eugen Sue die Rede war, es suggerierte auch dort bereits eine gewisse Kumpanei trivialliterarischer Schmökerlust. An die gemeinsame Alltagserfahrung anknüpfend, daß einem irgendwelche Menschen mehr oder auch weniger gefallen können, blendet Walser auf das Feld kollektiver literarischer Urteile und ihrer historischen Wandelbarkeit über. Er springt dabei aber zugleich, was das konventionelle Ranking der Gegenstände angeht, wieder etliche Stockwerke hinauf: Heinrich von Kleist, der lange Unter-, jetzt aber nach Walsers Meinung beinahe *Überschätzte*, wird zum Beispiel für eine im literarischen Wertungsdiskurs umstrittene Erscheinung, seine «Penthesilea», als persönliche Leseerfahrung einigermaßen vernichtend beurteilt. Desto positiver leuchten im folgenden Schlußteil des Textes nun Goethes frühe Werke vom «Götz» bis zum «Egmont» auf. Freilich wird die Relativität solcher Meinungen nicht vergessen: Jean Paul hat sich über Goethes «Werther» lustig gemacht, während der Roman ausgerechnet bei Napoleon großen Eindruck hinterließ.

Und was schätzt Walser so besonders an diesem Dichter? Er findet die von ihm geschaffenen Gestalten höchst *liebenswert* – den Götz, das Klärchen im Egmont, Egmont selber, auch das Gretchen im «Faust»; «Werthers Leiden» nennt er gar «himmlisch»! Von neuem seine Neigung zum Paradox demonstrierend, philosophiert er darüber, daß Leiden ebenso schön sei wie Sich-Freuen, ja daß nur ein Leidender die höchste Freude empfinden könne. So ziemlich alles bei Goethe erscheint ihm «reizend», «prächtig», «klug», «warm», auch «feinsinnig» und «verständlich», und er kann gut verstehen, daß man «einen so Besonnenen, Umsichtigen und zugleich Lebhaften», wie dieser Autor einer gewesen sein muß, an den Weimarer Hof zu ziehen bestrebt war – das Dichterische und das Weltgeschehen, Poesie und Politik in schönster Eintracht. Mir klingt diese Goethe-Begeisterung mit ihrer Häufung lobender Epitheta wenn auch nicht geradezu unecht, so doch ein wenig angestrengt und dick aufgetragen. Sehr deutlich geht es Walser darum, uns einen menschlich vorbildlichen, liebenswürdigen, aber auch weltläufig-tüchtigen, also einen vollendet positiven Goethe vorzuweisen, der indessen – gerade indem er so in Kontrast zu dem disharmonischen Problemfall Kleist gestellt wird – doch ein wenig allzu musterhaft und bieder ausfällt.

Beim allerletzten Satz des Textes horcht man nochmals auf: «Mir mußte dann interessant sein, mich bei Erscheinungen wie Klinger und Wagner umzusehen.» Friedrich Maximilian Klinger und Heinrich Leopold Wagner, Goethes Jugendfreunde, die ihm als «Sturm und Drang»-Dichter nacheiferten – der eine machte dann als Offizier beim russischen Militär und als Universitätskurator Karriere, wurde fast so alt wie Goethe und schrieb noch ein umfangreiches und respektables literarisches Werk, das aber eher abseits der Zeitströmungen verblieb; der andere dagegen verstarb früh – : Beide dürften 1924 wohl genauso ungelesen gewesen sein wie heute. Walser läßt hier zweifellos trotzdem nicht einfach nur Namen fallen; er hatte sich schon viel früher ja auch mit dem vierten im einstigen Kreis der «Stürmer und Dränger», dem nur wenig bekannteren Jakob Michael Lenz, näher beschäftigt. Nein, es geht ihm offenbar wirklich darum, eine Erscheinung wie Goethe aus ihrem zeitgenössischen Umfeld heraus und in der Wechselwirkung mit diesem zu verstehen, beziehungsweise den Blick vom herausragenden Einzelnen wieder auf das Panorama der Epoche und auf komplementäre Figuren darin umzulenken, vielleicht auch dem so ungemein «besonnenen, um-

sichtigen» Weimarer Goethe mit der Erinnerung an seine Jugendfreunde wiederum die noch etwas anders getönten, wilderen und tragischeren Optionen jener Frühzeit gegenüberzustellen.

Mit dem gleichwohl ein bißchen kryptisch bleibenden Hinweis auf zwei in der Literaturgeschichte Verschollene sehen wir uns aus Walsers literarischer Plauderei entlassen. Wovon ist nicht alles auf den gerade einmal gut zwei Buchseiten die Rede gewesen: von Literatur als kritischer Menschenkunde, literarischen Werken als anthropologischen Kompendien, aber hinwiederum auch als Medien der puren Unterhaltung. Von einer Dimension des Literarischen, die sich zwischen den Polen «gebildet» dort und «ursprünglich-phantasiehaft» hier spannt. Eine andere Dimension deutete sich an, indem Autorennamen zitiert wurden, die jeder kennt oder zumindest im Lexikon nachschlagen kann, andererseits aber von «ganz gewöhnlichen Büchlein» die Rede war, deren Verfasser anonym bleiben. Es wurden verschiedene Reaktions- und Betrachtungsweisen gegenüber literarischen Phänomenen vorgeführt: Entscheidend bleibt für den Autor offenbar zunächst die primäre empfindungsmäßige Affizierung, die das Lesersubjekt bei der Lektüre erfährt, aber dann kann in der Erörterung an den Gegenstand wahlweise eine historisierende oder eine eher überzeitlich-normative, eine auf die Figur des Autors fixierte oder eine mehr themenbezogene Perspektive angelegt werden. Einerseits ist es einfach das «Erstaunliche», das «Merkwürdige», den «normalen Lauf des Lebens» Übersteigende, was an einer Lektüre fesselt, andererseits kann es da moralische und ästhetische Fragen geben, die zu Stellungnahmen auffordern. Der Akt des Lesens und die Inbezugsetzung und Bewertung des Gelesenen sind etwas zuhöchst Individuelles – zugleich aber sind sie, auch daran wird erinnert, Teil kollektiver historischer Rezeptionsvorgänge, die sich in der Gesellschaft abspielen und den Einzelnen in eine Auseinandersetzung hineinziehen.

Robert Walsers Prosastück tippt alle diese Themen, Motive und Perspektiven (man könnte gewiß noch etliche weitere herauspräparieren) nur an, es wirft sie, indem es irgendwann Gelesenes bezieht, als Fragen auf, stellt sie als Gedanken in den Raum. Sie werden offenbar bewußt nicht weiter diskursiv entfaltet und damit einer definitiven rationalen Klärung zugeführt, sondern passieren vor dem Leser nur als lockere Abfolge von sprachlichen und gedanklichen Figuren, provokativen Gesten. Oder, um nicht schon wieder in die Metaphorik des Tanzes zu verfallen, wir vernehmen signalhafte melodische Wendungen, erkennen sie in Variationen und Umkehrungen wieder, hören Akkorde erklingen. Es dringt nur Fragmentarisches, scheinbar Zufälliges an unser Ohr, eine kleine Improvisation, die dies und das zitiert, zusammenmontiert und die Wechselwirkung der Töne ausprobiert; aber wir ahnen dahinter komplex strukturierte Klangräume, auf die dieses andeutende Spiel verweist und deren Dimensionen in ihm anklingen. Die Kontingenz der irgendwann gesammelten Wahrnehmungen und der sich daran knüpfenden Einfälle wird bejaht und betont, Walser denkt nicht daran, aus ihnen irgendeine Art von theoretischem System zu konstruieren, aber er führt exemplarisch vor, wie man ihrem Ensemble Optionen für spielerische Ver- und Anknüpfungen entnehmen kann, die ihrerseits ästhetische Reize besitzen.

Denn was sich da als kleine literarische Salonplauderei gibt und dabei eine Art Meta-Poesie entwickelt: Ist es nicht, einmal mehr, auch eine Verhandlung über die Bedeutung, die die Literatur als solche heute und morgen noch für Menschen hat oder haben kann – und über die Rolle, die sich ein Robert Walser auf ihrem Feld zuschreibt? Wenn er etwa von etwas Gedichtetem spricht, das «ursprünglich-phantasiehaft» daherkam, an dem die «Unbekümmertheit der Niederschrift» etwas Auszeichnendes war – muß er da nicht an seine eigenen schriftstellerischen Anfänge gedacht haben, auch wenn er gewiß kein Alexandre Dumas oder Eugen Sue war oder sein wollte? Andererseits seine Kritik an Kleist: Hatte nicht auch er gewisse Erfahrungen im Sinne eines «Mit-einemal-zuviel-aus-sich-herausschlagen-Wollens» gemacht? Aber auch alle solchen selbstreflexiven Bezüge und Bedeutungen verbleiben in der Schwebe, klingen höchstens als Ideenvorlagen, als Anstöße auch für Empfindungen an. Sie bleiben uns, den Lesern, anheimgestellt. Wie hieß es doch im Text zum

virtuell unendlich variierbaren kreativen Lektüreprozeß? «Bekanntlich legt man ja in das, was man liest, eigenes Gedankliches...»